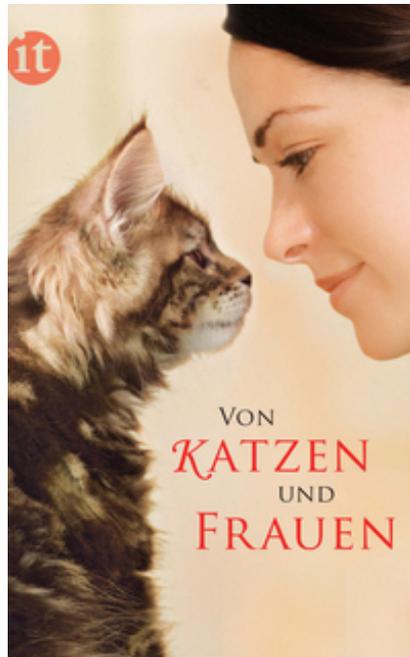


Insel Verlag

Leseprobe



Von Katzen und Frauen

Ausgewählt von Detlef Bluhm

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4212
978-3-458-35912-8

Eine römische Dichterin gibt das erste Katzenporträt der Kunstgeschichte in Auftrag, eine Autorin aus der Schweiz reist mit ihrer Katze 3 500 Kilometer von Südindien nach Tibet, eine unbekannte Journalistin entwickelt sich dank einer Perserkatze zur weltberühmten Romanautorin – diese Anthologie erzählt von der besonderen Beziehung zwischen Katzen und Frauen.

»Frauen sind wie Katzen: Beide kann man nur zwingen, das zu tun, was sie selber mögen.« Colette

Detlef Bluhm, geboren 1954, ist Geschäftsführer des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels Berlin-Brandenburg. Er hat mehrere Bücher zur Kulturgeschichte der Katze veröffentlicht.

[www. Detlefbluhm.de](http://www.Detlefbluhm.de) und <http://katerpaul.wordpress.com/>

Im insel taschenbuch liegt von Detlef Bluhm außerdem vor: *Das große Katzenlexikon* (it 3653).

insel taschenbuch 4212
Von Katzen und Frauen





Patricia Highsmith (1921-1995), *Sammy by Sammy* | 1967 |
Kohle auf Papier

Von Katzen und Frauen

Ausgewählt von Detlef Bluhm

Insel Verlag

Umschlagfotos: GK & Vikki Hart/Getty Images;
Image Source/Getty Images

Erste Auflage 2013

insel taschenbuch 4212

Originalausgabe

© Insel Verlag Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Quellennachweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes,

Abbildung Seite 4: Patricia Highsmith, *Katzen*.

© Diogenes Verlag AG, Zürich, 2007

Abbildung Seite 160: Photo Scala, Florenz

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: bürosüd, München

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35912-8

Inhalt

Marlen Haushofer, <i>Sie beharren auf ihrer Freiheit*</i> . . .	9
Hilde Domin, <i>Die andalusische Katze</i>	18
Doris Lessing, <i>Katzen im Hochmoor*</i>	23
Antonia White, <i>Ihr ganzer Körper bebte vor Schnurren*</i>	36
Angelika Schrobsdorf, <i>Die Phase mit den herrenlosen Katzen*</i>	40
Ella Maillart, <i>Mit Ti-Puss in Raipur</i>	43
Colette, <i>Nonoche</i>	51
Irmtraud Morgner, <i>Für die Katz</i>	58
Patricia Highsmith, <i>Mings größte Beute</i>	61
Joyce Carol Oates, <i>Niemand kennt meinen Namen</i> . .	77
Sarah Kirsch, <i>Katzenleben</i>	98
Virginia Woolf, <i>Und so kam es, daß ich Romanautorin wurde*</i>	99
Sylvia Beach, <i>Joyce hatte Katzen gern um sich*</i>	101
Ingrid Zwerenz, <i>Die nagende Kritik der Katzen*</i>	103
Mary und Charlie Dickens, <i>Die Katze macht das Licht aus*</i>	105
Edith Sitwell, <i>Er nahm seine Mahlzeit mit den anderen Familienmitgliedern ein*</i>	107
Brigitte Kronauer, <i>Über das Wesen der Katze*</i>	109
Anne Frank, <i>Katzen und Politik*</i>	113
Rosa Luxemburg, <i>Briefe aus dem Gefängnis</i>	114
Christa Wolf, <i>Neue Lebensansichten eines Katers</i> . . .	119
Elisabeth Castonier, <i>Die Katzen von der Mill Farm*</i>	129
Eva Demski, <i>Aus meiner Katze ist die Mordlust gewichen</i>	147

Christa Reinig, <i>Denkmal für Kolumbus</i>	148
Margaret Atwood, <i>Unser Kater kommt in den Himmel</i>	152
Katja Lange-Müller, <i>O Gott, die Katze</i>	155
Nachwort	161
Quellennachweise	169

* = Titel vom Herausgeber

Marlen Haushofer

Sie beharren auf ihrer Freiheit

An jenem Abend kam die Katze in mein Haus. Als klatschnasses graues Bündel hockte sie vor der Tür und jammerte.

Später, in der Hütte, schlug sie entsetzt ihre Krallen in meinen Schlafrock und fauchte den bellenden Luchs wütend an.

Ich schrie den Hund an, und er kroch unwillig und gekränkt in sein Loch zurück. Dann setzte ich die Katze auf den Tisch. Sie fauchte noch immer auf Luchs hin, eine magere, grauschwarz gestreifte Bauernkatze, hungrig und durchnäßt, aber noch immer bereit, sich mit Krallen und Zähnen zu verteidigen. Sie beruhigte sich erst, als ich Luchs in die Schlafkammer verbannt hatte.

Ich gab ihr warme Milch und ein wenig Fleisch, und sie vertilgte hastig und sich fortwährend umblickend alles, was ich ihr vorsetzte. Dann ließ sie sich streicheln, sprang vom Tisch, stelzte durchs Zimmer und glitt auf mein Bett. Dort ließ sie sich nieder und fing an, sich zu waschen. Als sie trocken war, sah ich, daß sie ein schönes Tier war, nicht groß, aber apart gezeichnet. Das schönste an ihr waren ihre Augen, groß, rund und bernsteingelb. Sie mochte dem alten Mann am Brunnen gehört haben [...]. Vier Wochen lang hatte sie sich herumgetrieben, mich vielleicht schon lange beobachtet, ehe sie gewagt hatte, sich der Hütte zu nähern. Die lockende Wärme und der Lichtschein, vielleicht auch der Milchgeruch, hatten ihr Mißtrauen besiegt.

Luchs winselte in seinem Gefängnis und ich führte ihn am Halsband heraus, zeigte ihm die Katze, streichelte zuerst ihn und dann sie und stellte sie als neue Hausgenossin vor. Luchs benahm sich sehr vernünftig und schien begriffen zu haben. Die Katze verhielt sich noch tagelang feindselig und abweisend gegen ihn. Sie mochte schlimme Erfahrungen gemacht haben und fauchte wütend, wenn Luchs sich ihr neugierig näherte.

Nachts schlief sie in meinem Bett, eng an meine Beine geschmiegt. Es war nicht sehr bequem für mich, aber mit der Zeit gewöhnte ich mich daran. Am Morgen lief die Katze weg und kam erst bei Einbruch der Dämmerung zurück, um zu fressen, zu trinken und in meinem Bett zu schlafen. So hielt sie es fünf oder sechs Tage. Dann blieb sie ganz bei mir und benahm sich von da an wie eine richtige Hauskatze.

Luchs gab es nicht auf, sich ihr zu nähern, er war ja überhaupt ein sehr neugieriger Hund, und schließlich fand die Katze sich damit ab, hörte auf zu fauchen und ließ sich sogar beschnuppern. Allerdings schien sie sich dabei nicht wohl zu fühlen. Sie war ein sehr nervöses und mißtrauisches Geschöpf, zuckte bei jedem Geräusch zurück und befand sich meistens in einem Zustand der Fluchtbereitschaft und Spannung.

Es dauerte wochenlang, bis sie sich beruhigte und nicht mehr zu fürchten schien, ich könnte sie mit Fußritten davonjagen. Seltsamerweise schien sie Luchs bald weniger zu mißtrauen als mir. Von seiner Seite erwartete sie sichtlich keine bösen Überraschungen mehr, und sie fing an, ihn zu behandeln wie ein launenhaftes Weib seinen Tolpatsch von Ehemann behandelt. Manchmal fauchte

sie ihn an und schlug nach ihm, und dann wieder, wenn Luchs sich zurückgezogen hatte, näherte sie sich ihm und schlief sogar an seiner Seite ein.

Die Erfahrungen, die sie mit Menschen gemacht hatte, mußten sehr schlimm gewesen sein, und da ich wußte, wie schlecht Katzen besonders auf dem Land häufig behandelt werden, wunderte ich mich nicht. Ich war immer gleichmäßig freundlich zu ihr, näherte mich ihr nur langsam und nie, ohne dabei zu ihr zu sprechen. Und als sie sich Ende Juni zum erstenmal von ihrem Platz erhob, über den Tisch auf mich zukam und ihr Köpfchen an meiner Stirn rieb, empfand ich dies als großen Erfolg. Von da an war das Eis gebrochen. Nicht daß sie mich mit Zärtlichkeiten überhäuft hätte, aber sie schien bereit, das Böse, das ihr von Menschen widerfahren war, zu vergessen.

Noch jetzt geschieht es manchmal, daß sie ängstlich vor mir zurückweicht oder zur Tür flieht, wenn ich mich zu plötzlich bewege. Es kränkt mich, aber wer weiß, vielleicht kennt die Katze mich besser, als ich selbst mich kenne, und ahnt, wozu ich fähig sein könnte. Während ich dies schreibe, liegt sie vor mir auf dem Tisch und sieht aus großen gelben Augen über meine Schulter auf einen Fleck der Wand. Dreimal hab ich mich schon danach umgedreht und kann dort nichts sehen als das alte dunkle Holz. Manchmal starrt sie auch mich lange und unverwandt an, [...] nach einer gewissen Zeit wird sie unruhig und dreht den Kopf weg oder kneift die Lider zu.

Auch Luchs mußte die Augen abwenden, wenn ich ihn lange ansah. Ich glaube nicht, daß Menschenaugen hypnotisch wirken, ich kann mir aber vorstellen, daß sie einfach zu groß und leuchtend sind, um einem kleineren Tier

angenehm zu sein. Ich ließe mich auch nicht gern von untertassengroßen Augen anstarren.

Seit Luchs tot ist, hat sich die Katze enger an mich angeschlossen. Vielleicht sieht sie ein, daß wir ganz aufeinander angewiesen sind, aber sie war eifersüchtig auf den Hund, ohne es zeigen zu können. In Wahrheit bin ich mehr auf sie angewiesen als sie auf mich. Ich kann zu ihr reden, sie streicheln und ihre Wärme sickert über meine Handflächen in meinen Leib und tröstet mich. Ich glaube nicht, daß die Katze mich so nötig braucht wie ich sie.

Luchs entwickelte mit der Zeit eine gewisse Zuneigung für sie. Für ihn war sie ein Familien- oder Rudelmitglied, und er wäre jeden Angreifer angefallen, um sie zu beschützen.

Wir waren also zu viert, die Kuh, die Katze, Luchs und ich. Luchs stand mir am nächsten, er war bald nicht nur mein Hund, sondern mein Freund; mein einziger Freund in einer Welt der Mühen und Einsamkeit. Er verstand alles, was ich sagte, wußte, ob ich traurig oder heiter war, und versuchte auf seine einfache Art, mich zu trösten.

Die Katze war ganz anders, ein tapferes, abgehärtetes Tier, das ich respektierte und bewunderte, das sich aber immer seine Freiheit vorbehielt. Sie war mir in keiner Weise verfallen. Freilich, Luchs hatte keine Wahl, er war auf einen Herrn angewiesen. Ein herrenloser Hund ist das ärmste Wesen auf der Welt, und selbst der übelste Mensch kann noch seinen Hund in Entzücken versetzen.

Die Katze fing bald an, gewisse Forderungen an mich zu stellen. Sie wollte jederzeit, auch nachts, kommen und gehen, wie es ihr gefiel. Ich hatte Verständnis dafür, und da ich bei kaltem Wetter das Fenster geschlossen halten

mußte, stemmte ich hinter dem Kasten ein kleines Loch in die Wand. Es war eine mühsame Arbeit, aber sie lohnte sich, denn jetzt hatte ich nachts Ruhe. Der Kasten hielt im Winter den kalten Luftzug ab. Im Sommer schlief ich natürlich bei offenem Fenster, aber die Katze benützte immer ihren eigenen kleinen Ausgang. Sie nahm ein sehr geregeltes Leben auf, schlief bei Tag, ging gegen Abend weg und kam erst wieder gegen Morgen und wärmte sich bei mir im Bett an.

Ich sehe mein Gesicht, klein und verzerrt, im Spiegel ihrer großen Augen. Sie hat sich angewöhnt zu antworten, wenn ich zu ihr spreche. Geh nicht fort heute nacht, sage ich, im Wald sind der Uhu und der Fuchs, bei mir bist du warm und sicher. Hrrr, grrr, mau, sagt sie, und das mag heißen, man wird ja sehen, Menschenfrau, ich möchte mich nicht festlegen. Und dann kommt bald der Augenblick, an dem sie aufsteht, einen Buckel macht, sich zweimal lang ausstreckt, vom Tisch springt, in den Hintergrund gleitet und lautlos in der Dämmerung untertaucht. Und später werde ich meinen leisen Schlaf schlafen, einen Schlaf, in dem die Fichten rauschen und der Brunnen plätschert.

Gegen Morgen, wenn der vertraute kleine Körper sich an meine Beine schmiegt, werde ich mich ein wenig tiefer in den Schlaf sinken lassen, nie ganz tief, denn ich muß sehr auf der Hut sein.

[...]

Gegen vier Uhr, wenn ich die Lampe anzünde, kommt die Katze aus dem Ofenloch und springt zu mir auf den Tisch. Eine Zeitlang sieht sie mir geduldig beim Schreiben zu. Sie liebt das gelbe Lampenlicht ebenso sehr wie ich. Wir

hören die Krähen unter rauhem Geschrei aus der Lichtung aufsteigen, und die Katze wird nervös und legt die Ohren zurück. Wenn sie sich wieder beruhigt hat, ist unsere Stunde gekommen. Die Katze schlägt mir zart den Bleistift aus der Hand und macht sich auf den beschriebenen Blättern breit. Dann streichle ich sie und erzähle ihr alte Geschichten oder ich singe für sie. Ich kann nicht gut singen und tue es nur leise und eingeschüchtert von der Stille des Winternachmittags. Aber die Katze mag meinen Gesang. Sie liebt ernste getragene Töne, besonders Kirchenlieder. Hohe Töne mag sie nicht, ebensowenig wie ich. Wenn sie genug hat, hört sie auf zu schnurren, und ich bin sofort still. Das Feuer knistert und knackt im Ofen, und wenn es schneit, sehen wir gemeinsam den großen Flocken nach. Wenn es regnet oder stürmt, neigt die Katze zu Trübsinn, und ich versuche, sie aufzuheitern. Manchmal gelingt es mir, aber meist versinken wir beide in hoffnungsloses Schweigen. Und ganz selten geschieht das Wunder: die Katze steht auf, stößt ihre Stirn gegen meine Wange und stemmt die Vorderpfoten auf meine Brust. Oder sie nimmt meinen Fingerknöchel zwischen die Zähne und beißt zart und verspielt daran herum. Es geschieht nicht allzuoft, denn sie geht sparsam um mit den Beweisen ihrer Zuneigung. Bei gewissen Liedern gerät sie in Ekstase und zieht die Krallen wollüstig über das raschelnde Papier. Ihre Nase wird feucht, und ihre Augen überziehen sich mit einem schillernden Film.

Alle Katzen neigen zu geheimnisvollen Zuständen; dann sind sie weit weg und völlig unerreichbar. Perle war verliebt in ein winziges rotes Samtpösterchen von Luise. Es war für sie ein magischer Gegenstand. Sie schleckte es ab,

zog Furchen durch das weiche Gewebe, und endlich ruhte sie darauf aus, weiße Brust auf rotem Samt, die Augen zu grünen Schlitzten verengt, ein prächtiges Fabeltier. Ihr später geborener Halbbruder Tiger war den Düften verfallen. Er konnte die längste Zeit vor einem wohlriechenden Kraut sitzen, den Schnurrbart gespreizt, die Augen geschlossen, Speicheltröpfchen auf der kleinen Unterlippe. Schließlich sah er aus, als werde er im nächsten Augenblick in tausend Stücke zerspringen. Wenn es soweit war, rettete er sich mit einem kühnen Sprung in die Wirklichkeit und raste, mit aufgestelltem Schwanz, kleine Schreie ausstoßend, in die Hütte. Überhaupt pflegte er sich nach derartigen Ausschweifungen recht rüpelhaft zu benehmen, wie ein halbwüchsiger Junge, den man beim Lesen eines Gedichtes ertappt. Man darf Katzen aber niemals auslachen, das nehmen sie sehr übel. Bei Tiger war es manchmal nicht leicht, ernst zu bleiben. Perle war viel zu schön, um ausgelacht zu werden, und ihre Mutter auszulachen, würde ich nicht wagen. Was verstehe ich schon von ihren seltsamen Zuständen? Was verstehe ich überhaupt von ihrem Leben? Ich überraschte sie einmal, als sie hinter der Hütte mit einer toten Maus spielte. Sie mußte das Tierchen gerade erst getötet haben. Was ich damals sah, brachte mich zur Überzeugung, daß sie die Maus als heißgeliebtes Spielzeug betrachtete. Sie legte sich auf den Rücken, drückte das leblose Ding an die Brust und beleckte es zärtlich. Dann stellte sie es vorsichtig hin und gab ihm einen beinahe liebevollen Schubs, beleckte es wieder und wandte sich endlich mit kleinen Klageschreien an mich. Ich sollte ihr Spielzeug wieder beweglich machen. Keine Spur von Grausamkeit oder Bosheit.

Ich habe nie unschuldigere Augen gesehen als die Augen meiner Katze, die gerade eine kleine Maus totgequält hatte. Sie hatte keine Ahnung, daß sie dem kleinen Ding Schmerzen bereitet hatte. Ein geliebtes Spielzeug hatte aufgehört, sich zu bewegen, und die Katze klagte darum. Ich fror im hellen Sonnenschein, und etwas wie Haß regte sich in mir. Ich streichelte die Katze ganz abwesend und spürte, wie der Haß wuchs. Es gab nichts und niemanden, den ich dafür hassen konnte. Ich wußte, ich würde nie begreifen, und ich wollte auch gar nicht begreifen. Ich hatte Furcht. Ich fürchte mich auch heute noch, weil ich weiß, daß ich nur leben kann, wenn ich gewisse Dinge nicht begreife. Es war übrigens das einzige Mal, daß ich die Katze mit einer Maus antraf. Sie scheint ihren entsetzlichen unschuldigen Spielen nur nachts nachzugehen, und ich bin froh darüber.

Jetzt liegt sie vor mir auf dem Tisch, und ihre Augen sind klar wie ein See, auf dessen Grund feinverästelte Pflanzen wachsen. [...]

Alle meine Katzen haben und hatten die Gewohnheit, nach dem Fressen ihre Schüssel zu umkreisen und auf dem Boden zu scharren. Ich weiß nicht, was das bedeutet, sie versäumten es aber niemals. Katzen leben überhaupt unter einem geradezu byzantinischen Zeremoniell und nehmen es sehr übel, wenn man sie bei ihrem geheimnisvollen Ritual stört. Luchs war im Vergleich zu ihnen ein schamloses Naturkind, und sie schienen ihn darob ein wenig zu verachten.

Setzte ich eine meiner Katzen auf die Bank, sprang sie herunter, ging dreimal auf und ab und setzte sich dann genau dorthin, wo ich sie zuvor hingesezt hatte. Mit die-

ser Geste beharrten sie auf ihrer Freiheit und Unabhängigkeit. Es bereitete mir immer Freude, sie zu beobachten, und meiner Zuneigung war immer ein wenig verzagte Bewunderung beigemischt.

Hilde Domin

Die andalusische Katze

Am ersten Abend, als wir eingezogen waren, kam sie. Sofort stellte sich ein schweigendes Einverständnis zwischen uns her. Sie schien zu sagen: »Ich diene euch als Katze. Ich bin lebendiger als ein Sessel oder ein Tisch. Aber ich will so beständig um euch sein wie die Möbel. Wenn ihr eine Katze habt, ist es fast, als wärt ihr zu Hause.« Wir antworteten: »Du bist eine herrenlose Katze. Eine schwarze, dünne, herrenlose Katze. Du bist nicht schön, aber du bist lebendiger als die Möbel. Wir sind Durchreisende. Hier – und nicht nur hier. Trau uns nicht. Wir sind nichts Festes. Aber solange du uns hast, wird es fast sein, als habest du einen Herrn und ein Heim.«

Die Katze blieb bei uns. Es war keine schöne Katze, es war keine besonders lebhafte oder kluge Katze, aber es war eine bescheidene und unaufdringliche Katze, die nie vergaß, daß sie nur zu Gast war, auch wenn sie die Hauskatze spielte. Sie saß am Tisch und bettelte nie. Sie kam morgens auf die Terrasse vor dem Schlafzimmer. Aber sie schwieg und erhob nie die Stimme, um Einlaß zu verlangen, bis wir aufstanden und aufmachten. Wenn wir lasen oder schrieben, saß sie bei uns. Gingen wir spazieren, so begleitete sie uns bis auf die Landstraße, genau wie unsere eigenen Katzen es zu tun pflegen. Und bei unserer Rückkehr saß sie schon am Gartentor. Wir fühlten uns sehr zu Hause, nicht nur der Katze wegen.

Das Haus lag über dem Meer wie ein Schiff, mit Terrassen anstelle der Decks. Es war ganz von Geranien und Bou-

gainvilleas umwachsen. Wenn man morgens die Augen aufmachte, sah man gleich auf das Meer, leuchtend glatt und blau. Der Sonnenaufgang wurde einem ans Bett gebracht wie ein Frühstück, zu einer annehmbaren Stunde, kurz vor neun.

Wir ließen unsere Bücher kommen und blieben in dem Haus, das wir für vierzehn Tage gemietet hatten. Wir blieben für eine längere Zeit. Aber doch nur für eine bestimmte Zeit. Das schien die Katze nicht zu verstehn. Wie die Tage vergingen, ohne daß wir abreisten, begann sie zu denken, wir seien gekommen, um zu bleiben. Die vielen Bücher über dem Kamin – da stellten wir sie auf, denn es war ein Kamin, der rauchte, ein Kamin, dessen schwarze Geschichte außen auf den roten Ziegeln zu lesen war, kurz ein Kamin, den man besser nicht anmachte – die vielen Bücher also über dem kalten Kamin beruhigten die Katze vollends über unsere soliden Ansichten. Das erste Mal, als ich nach Malaga gefahren war, war sie verzweifelt dem Autobus nachgelaufen, so daß sie beinahe unter ein Auto gekommen wäre. Jetzt begann sie den Autobus mit freundlichen Augen anzusehen. Sie saß immer pünktlich auf der Mauer, um mich zu empfangen, wenn ich mit den Einkaufstaschen zurückkam. Die Fische in Malaga sind vorzüglich. Der Petersfisch mit dem Groschen des heiligen Peter auf dem Bauch war ihr der liebste, weil er einen so großen Kopf hat und auch an Schwanz und Flossen viel dranbleibt.

Im Januar – luna de enero, luna de amor, Januar du Liebesmonat – bekam die Katze den Besuch mehrerer Verehrer. Die Kater, die unserer Katze den Hof machten, hatten es nahe genug. Sie brauchten nicht erst von einem

der Dörfer oben auf den Hügeln zu kommen, denn sie trieben sich ohnedies auf dem Anwesen herum. Gleich zu Anfang, als sie sahen, wie erfolgreich sich die Katze hatte adoptieren lassen, hatten sie sich uns vorgestellt und um Aufnahme nachgesucht. Es waren ein weiß und rot gefleckter, mit unsympathisch impertinentem Blick, aber einem durchaus würdevollen Benehmen, ganz gut im Fleisch, was für seine Lebenskunst sprach, und ein widerlich schleimiger schwarzer, ausgehungert und scheu, dem man es anmerkte, daß er selten auf Gegenliebe traf. Wir mochten beide nicht und wiesen sie ab. Sie lebten von gelegentlichen Almosen, wenn die andern Häuser bewohnt waren.

Außerdem gab es noch einen abgemergelten gelben Windhund, der bisweilen unten am Strand erschien, ein hochbeiniges Gerippe, und dort, gelb auf dem gelben Sand, mit trauriger Gleichgültigkeit in den Muscheln schnupperte, die vom Essen der Fischer liegengeblieben waren. – Das Boot mit den drei Fischern gehörte zu dem Stück Meer vor unserem Haus. Im Morgenlicht lag es immer schon auf dem Wasser, schwarz wie die Möwen, ehe die Sonne steigt. Dann wurde es weiß. Aber obwohl sie den ganzen Tag fischten, hatten die drei Fischer nie mehr zum Verkauf anzubieten als hin und wieder einen Tintenfisch. Vielleicht fehlten ihnen ganz einfach die Geräte für einen ordentlichen Fang. Aber es schien ihnen nichts auszumachen, daß so gar kein Geld hereinkam bei diesem Leben, bei dem sie den ganzen Tag arbeiteten, ohne doch wirklich zu arbeiten. Am Mittag zogen sie das Boot ans Land und kochten ihre Muscheln. Dann schlieften sie in dem schmalen Schatten, den das Boot auf den